

Christian Schmitt (Münster)

Hermannspathos oder: Wie man ‚Deutschland‘ erweckt.
Zur rhetorischen Konstruktion der Nation um 1813/18

An die Teutschen – so ist ein Gedicht von Ernst Moritz Arndt betitelt, das 1813 im Druck erscheint. Die erste Strophe spricht allerdings nicht diese ‚Teutschen‘ an, sondern jemand anderen. Arndts lyrische Sendung hat noch einen weiteren Empfänger:

Keine Thräne, Hermann, für dein Volk?
Keine Thräne? und die Schande brennet,
Und der Feind gebietet, wo die Freien
Siegten und fielen?¹

Soweit der pessimistische Befund. Tatsächlich ist im Jahre 1806, als der Text entstanden ist, noch nicht alles verloren in Sachen Deutschland. Das, was man später medienwirksam die ‚Befreiungskriege‘ nennen wird, findet erst im Jahr der Publikation statt, und so gipfelt die zweite Strophe des Gedichts in einem Aufruf, der zunächst noch konjunktivisch formuliert ist: „Alle Donner, die der Himmel sendet,/ Sollten rufen: Volk, erwache! feiges,/ Greife zum Schwerdte!“ Die fünfte Strophe, die die beiden Adressaten rhetorisch noch enger zusammenführt, wird dann deutlicher. Jetzt appelliert das Gedicht selbst – wobei mindestens in einer der überlieferten Textfassungen grammatikalisch unentscheidbar bleibt, wem der Appell genau gilt:

Auch du, Hermanns, auch du, kühnes Volk?
Auf! erwache! schüttele deine Ketten,
Daß die Schmach die Welt vernehme, bald auch
Blutige Rache.²

Ich habe Arndts Gedicht an den Anfang meiner Überlegungen gestellt, weil es eine Anzahl von Fragen aufwirft, die den Status derer betreffen,

¹ Ernst Moritz Arndt. *Lieder für Teutsche*. Leipzig: Fleischer, 1813. S. 12-13.

² In der Ausgabe von 1908 hat ein editorischer Eingriff stattgefunden, hier heißt es: „Auch du, Hermann, [...]“ – damit gilt die Apostrophe nun auch Hermann. Ernst Moritz Arndt. *Ausgewählte Werke in 16 Bänden*. Hg. Heinrich Meisner/ Robert Geerds. Bd. 2. Leipzig: Hesse, 1908. S. 41f.

die hier angeredet werden: ‚die Deutschen‘. Impliziert schon die Anrede selbst, dass der oder die Angeredete auch existiert, so ist das noch deutlicher beim Weckruf der Fall. Aufwecken kann man nur den, der schläft – ergo existiert. Auch über die Form dieser Existenz und die Zeit, in der sie statthat, ist damit schon einiges gesagt. Wer schläft, der war einmal wach und wird es wieder sein, nachdem er geweckt worden ist. Das ist die spezifische temporale Dimension, in die ‚die Deutschen‘ als Adressat des Gedichts hier eingetragen werden; und die Figur des Hermann, die der historischen Vergangenheit angehört, wird auf ähnliche Weise für die Gegenwart (und die Zukunft) verfügbar gemacht. Für Nationalismusforscher ist das nicht neu. „Die konventionelle Auffassung von der Nation“, so bilanziert Hans-Ulrich Wehler das Prinzip, „insistiert darauf, dass diese Nation seit archaischen Urzeiten bestanden habe. Allenfalls sei sie einmal verdeckt, überfremdet, eingeschlüfert worden, bis sie erneut erwachte oder geweckt wurde und damit zum Bewusstsein ihrer selbst kam.“³ Arndts Gedicht gibt allerdings im gleichen Zuge noch etwas anderes zu lesen, und das ist seine eigene Rolle beim Vorgang dieser Erweckung. Die Richtung zeigt der genannte Wechsel vom Konjunktiv in den Imperativ an: Der Text gibt sich damit als Forderung zu erkennen, der noch gar keine Realität entspricht; die aber diese Realität mitzugestalten in der Lage ist. Erst ganz am Ende heißt es dann: „Was das Lied nicht löset, löst das Schwerdt“, womit die Rede die Verantwortung weiterreicht an handfestere Methoden.

Die folgenden Überlegungen nehmen ihren Ausgang von der in *An die Deutschen* beispielhaft realisierten Figuration des ‚Erweckens‘. Ich verstehe die ‚Nation‘ im Sinne zeitgenössischer kulturwissenschaftlicher Ansätze als Konstrukt, das jenen Texten, die von ihm erzählen, keineswegs vorgängig ist, sondern von diesen Texten erst ‚ins Leben gerufen‘ wird. Dann aber stellt sich die Frage nach den rhetorischen Mechanismen dieses Vorgangs, nach der Art und Weise, wie Texte die Nation ‚erwecken‘. Es geht, um Judith Butler zu zitieren, darum, „die rhetorischen Bedingungen nach[zu]zeichnen, durch die die Nation stets von neuem bestätigt wird“.⁴ Meine These lautet, dass insbesondere pathetische Artikula-

³ Hans-Ulrich Wehler. *Nationalismus. Geschichte – Formen – Folgen*. 3. Aufl. München: Beck, 2007. S. 36.

⁴ Judith Butler und Gayatri C. Spivak. *Sprache, Politik, Zugehörigkeit*. Berlin: Diaphanes, 2007. S. 42. Im Original erschienen als: *Who Sings the Nation-State? Language, Politics, Belonging*. Oxford u.a.: Berg, 2007.

tionen sich für solche Weckrufe anbieten und maßgeblich an der Erschaffung der Nation beteiligt sind. Der Rückgriff auf Hermann, wie ihn Arndts pathetische Texte beispielhaft vollziehen, ist nur ein Element dieses Verfahrens.

Mein Aufsatz besteht aus vier Abschnitten: Der erste Abschnitt skizziert, im Rückgriff auf Überlegungen von Benedict Anderson, ein Modell der Nation als ‚Vorstellungsgemeinschaft‘, das konstruktivistischen Vorgaben verpflichtet ist. ‚Nation‘ ist in diesem Sinne ein performatives Konstrukt, das durch diskursive Akte erschaffen, geformt und tradiert wird. Die folgenden drei Abschnitte untersuchen, mit Blick auf Arndts politische Lyrik um 1813, warum gerade pathetische Redeformen so geeignet sind, an der Erschaffung ‚der Nation‘ mitzuwirken, und welche Rolle der Bezug auf den Hermann-Mythos dabei spielt. Der letzte Abschnitt lässt Hermann selbst zu Wort kommen, der im gleichnamigen Drama von Friedrich de la Motte Fouqué (1818) noch einmal versucht, ‚die Deutschen‘ mithilfe rhetorischer Appelle zu ‚erwecken‘. Der literarische Text gibt dabei am Ende noch einmal die Bedingungen und Grenzen solcher ‚Erweckungsakte‘ mit zu lesen – ein solcher ist er allerdings idealiter auch selbst.

1. Was ist die Nation?

„Die neuere kulturgeschichtliche Schule hat in der Nationalismusforschung den Konstruktcharakter von Nationen weitgehend überzeugend nachgewiesen“ – so bilanziert Hans-Ulrich Wehler den gegenwärtigen Stand der Dinge.⁵ Allerdings nicht ohne im gleichen Atemzug vor einem radikalen, „irregeleitete[n] Konstruktivismus“ zu warnen, der auf kausalfunktionale Erklärungen insgesamt verzichtet. Seine Warnung ist im Falle von Benedict Andersons vieldiskutiertem Buch *Imagined Communities* von 1983 unbegründet.⁶ Anderson entwickelt einen Begriff der ‚Nation‘,

⁵ Wehler. *Nationalismus* (wie Anm. 3). S. 37. Vgl. zum aktuellen Stand der Nationalismusforschung auch Karen Hagemann. *Männlicher Muth und Teutsche Ehre‘. Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens*. Paderborn u.a.: Schöningh, 2002. S. 53-65.

⁶ Vgl. Benedict Anderson. *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Campus, 2005. Im Original erschienen als: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso, 1983. Im Folgenden im Text zitiert als A.

der nicht im strengen Sinne konstruktivistisch ist, berücksichtigt er doch auch sozialstrukturelle, ökonomische und politische Machtmomente. Im Kern ist Andersons Theorie allerdings, wie Thomas Mergel zu Recht feststellt, eine Theorie der massenmedialen Herstellung von Nationen.⁷ Nationen sind, so Anderson in der Einleitung, „kulturelle[] Kunstprodukte“ (A, 14). Noch genauer fasst es die folgende Definition: Die Nation ist „eine vorgestellte politische Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän“ (A, 15). Neu im Kontext der Nationalismusforschung ist der Begriff der ‚Vorstellung‘, der genau jener rätselhaften Tatsache Rechnung zu tragen sucht, dass diejenigen, die sich als Teil einer Nation empfinden, die anderen Mitglieder dieser Gemeinschaft niemals wirklich zu Gesicht bekommen. Wie aber, so lautet die unausgesprochene Frage, um die Andersons Überlegungen kreisen, kann dann der Einzelne all die anonymen Anderen als ‚gleich‘ erkennen und sich selbst als mit diesen verbunden? Er kann es nur, so die Antwort, indem er diese anderen als ‚gleich‘ oder ebenbürtig imaginiert.

Andersons Erklärungsversuche rücken vor allem strukturelle Bedingungen in den Blick, die es möglich machen, dass Menschen sich in einer bestimmten Weise als zusammengehörig vorstellen und empfinden – daher sind sie nur bedingt als ‚konstruktivistisch‘ zu bezeichnen. Im weitesten Sinne geht es hier um kommunikative Bahnungen; seien es Verkehrsmittel, die Räume homogenisieren; seien es Zeitungen und Romane, die Formen der Gleichzeitigkeit produzieren. Vor allem der Hinweis auf letztere ist für eine literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit Andersons Thesen produktiv. Der (gemeinsame) Blick in die Zeitung, so Anderson, generiere die Vorstellung einer simultanen Zeitlichkeit, und das gleiche gelte für den Roman. Auf dieser Vorstellung kann dann eine virtuelle Verbindung von Individuen aufruhen, auch wenn diese im Grunde nichts Genaueres voneinander wissen. Ähnliches gilt für den Raum, den Anderson in einem später eingefügten Kapitel noch einmal explizit thematisiert hat. Auch nationale Räume werden – etwa mittels Landkarten – homogenisiert. Ein weiteres, später hinzugefügtes Kapitel fügt diesen beiden noch die gemeinsame Geschichte hinzu, wie sie von ‚Narrativen der Nation‘ (vgl. A, 206f.) erzählt wird. Man könnte hier auch von einer

⁷ Vgl. Thomas Mergel. „Benedict Andersons Imagined Communities. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts“. Anderson. *Erfindung der Nation* (wie Anm. 6). S. 281-306; S. 289. Der deutsche Titel rückt Anderson zu Unrecht näher an radikalkonstruktivistische Positionen, wie Thomas Mergel zu Recht betont.

‚historischen Homogenisierung‘ sprechen. Alle drei Phänomene ermöglichen die Imagination der Nation; und alle drei sind auf die Herstellung von Identität aus: Die Synchronisierung der gegenwärtigen Zeit(en) erlaubt es, den gesichtslosen Anderen als in meiner eigenen Zeit befindlich zu imaginieren. Die Homogenisierung des Raumes ermöglicht es, diesen Anderen als Bewohner des auch von mir bewohnten Raums wahrzunehmen. Die historische Homogenisierung schließlich verbindet den Einzelnen mit jenen Anderen der Geschichte, die seiner eigenen Existenz vorausgehen. Die erstgenannten Vorgänge erlauben es, die Gemeinschaft synchron vorzustellen; im letzteren Falle erhält die Gemeinschaft eine diachrone Perspektive, die aber, wenn sie von den Zeitgenossen geteilt wird, auch diesen wiederum einen gemeinsamen Bezugspunkt vorgibt.

Aus literaturwissenschaftlicher Perspektive drängt sich bei der Lektüre von Andersons Thesen eine Frage auf, die der Text nicht deutlich zu beantworten scheint: die Frage nach der performativen Macht von Texten. Sie lautet, welche Rolle literarische Texte bei der Imagination der Gemeinschaft spielen können und tatsächlich gespielt haben; und ob die spezifische rhetorische Ausgestaltung dieser Texte Einfluss auf diesen Prozess hat. Aufschlussreich, um den Bogen zur pathetischen Rede zu spannen, sind zwei Stellen.⁸ Im Kapitel *Patriotismus und Rassismus* bespricht Anderson ein Gedicht, das er bezeichnenderweise als Antwort auf die Frage nach der „*gefühlsmäßigen Verbundenheit*“ (A, 142) des Einzelnen mit der Nation heranzieht.⁹ Das durch und durch pathetische Gedicht dient ihm allerdings nur als Beleg für diese emotionale Verbundenheit, die es zum Ausdruck bringt. Andersons Argumentation ist genau an dieser Stelle um eine dem *performative turn* geschuldete Perspektive zu ergänzen, wie sie Judith Butlers eingangs zitierte Forderung entspricht: Gedichte wie das hier zitierte wirken auch selbst mit an der Erfindung der Nation, genau wie andere Texte, Bilder und symbolische Praktiken auch. Die Analyse solcher Texte vor dem Hintergrund der Anderson'schen Thesen muss nach den rhetorischen Mechanismen fragen, die

⁸ Auf die zweite Stelle, eine weitere Textanalyse Andersons, werde ich im übernächsten Abschnitt zu sprechen kommen.

⁹ Tatsächlich ist die Frage, „warum Völker bereitwillig für diese Erfindungen sterben“ (A, 142) – und hier spricht Anderson nun einmal tatsächlich von ‚Erfindungen‘ – die schon in der Einleitung aufgeworfene Ausgangsfrage des Buches, die dieses aber (dazu später mehr) m.E. nicht zufriedenstellend beantworten kann.

Texte anwenden, um die Vorstellung der Nation zu ermöglichen oder gar ‚voranzutreiben‘.¹⁰

2. Worte von Gewicht: Über Hermann sprechen

Die These meines zweiten Abschnittes lautet, dass die pathetische ‚Rede‘ (im weitesten Sinne) wie keine andere Form der Äußerung in der Lage ist, die Nation zu ‚erwecken‘ – oder, nun genauer: Imaginationen der nationalen Gemeinschaft zu ermöglichen – und das aus Gründen, die struktureller Art sind. Die Funktionsweise dieser ‚Rede‘ lässt sich beispielhaft den Texten von Ernst Moritz Arndt ablesen, die zugleich Hermann ins Spiel bringen.¹¹

Auf das erste Charakteristikum pathetischer Rede bin ich bereits in der Einleitung zu sprechen gekommen: Die pathetische Rede ist ein Appell. Als solcher gibt sich Arndts Gedicht *An die Teutschen* (1806/13) bereits im Titel zu erkennen. Wie bereits festgestellt, impliziert eine solche Adressierung der D/Teutschen weniger deren tatsächliche Existenz als dass sie an der Erschaffung dieser Existenz als diskursive Wirklichkeit teilhat.

¹⁰ Im letzten Kapitel seines Buches, das später hinzugefügt wurde, hat Anderson diese Perspektive deutlicher im Blick, wenn er ein Zitat von Ernest Renan dekonstruiert um aufzuzeigen, wie sich das von Renan theoretisierte ‚Vergessen‘ in seiner eigenen Formulierung manifestiert. Das weist noch einmal darauf hin, dass auch theoretische Äußerungen (auch Andersons Text selbst) an der Imagination der Nation beteiligt sind. Das „Pathos von Michelet“ (A, 212), dessen Geschichtsschreibung Anderson anspricht, weist hier auch schon darauf hin, dass pathetische Artikulationen eine besonders wichtige Rolle spielen, wenn es darum geht, die Nation rhetorisch zu ‚erzeugen‘. Auch die Funktion einer einzelnen Trope wird von Anderson hier kurz analysiert – bezeichnenderweise ist es die Metapher des Schlafes.

¹¹ Vgl. die Einschätzung von Hagemann, *„Männlicher Muth und Teutsche Ehre“* (wie Anm. 5). S. 138: Arndts Lyrik wurde „zum Modell für die patriotisch-nationale Lyrik und prägte entscheidend die in Umlauf kommenden Pathosformeln zu Patriotismus, Wehrhaftigkeit und Männlichkeit.“ Vgl. zu den literarischen Formen und Strategien der patriotischen Lyrik auch Ernst Weber, *Lyrik der Befreiungskriege (1812-1815). Gesellschaftspolitische Meinungs- und Willensbildung durch Literatur*. Stuttgart: Metzler, 1991. S. 91-118; zu Arndt S. 151-168. Einen weiteren pathetischen Lyriker der Zeit um 1813, Theodor Körner, untersucht Gerhard Schulz, „Gegründet ist das Reich der Ewigkeit“. Zum Pathos von Wörtern“. *Das Pathos der Deutschen*. Hg. Norbert Bolz. München: Fink, 1996. S. 111-122.

Angesprochen zu werden (*to be addressed*), so Judith Butler, „is not merely to be recognized for what one already is, but to have the very term conferred by which the recognition of existence becomes possible“.¹² Das Gedicht hat aber noch weitere Adressaten. Gleich in der ersten Strophe wird die historische Figur des Hermann angesprochen; erheben soll sich auch der dritte Adressat des Gedichts: „Hebe dich, Jüngling!// Und voran geworfen kühn die Brust!“ In der achten Strophe wird eine abstrakte Größe apostrophiert: „Tod, du süßer, für das Vaterland, [...] Sey mir willkommen!“ Das Gedicht endet mit einer weiteren Apostrophe; diesmal ist der/die/das Angesprochene ein Schwert: „Blinkend Heil, umgürte meine Hüften!/ Von der Schande kannst du Tapfre retten,/ Zierde der Tapfern.“ Die kleine Galerie, in die sich ‚die Deutschen‘ eingereiht sehen, ist ontologisch bunt gemischt. Wer immer auch diese Deutschen sein mögen, so scheint mir entscheidend, dass sie auf diese Weise formal in einer Reihe mit Hermann, Tod, Jüngling und Schwert angeordnet werden. Insbesondere die durch den Satzbau hergestellte Nähe zu Hermann ist dabei auffällig. Steht Hermann ‚seinem Volk‘ in der ersten Strophe noch – als potenzieller Retter – gegenüber, so wird er in einer überlieferten Fassung der fünften Strophe zur Personifikation des Volkes selbst („Auch du, Hermann, auch du, kühnes Volk?“). Auch die zweite rhetorische Operation, die mit dem Erwachen des Volkes zusammenhängt, wurde in der Einleitung bereits angesprochen: Es ist der Transfer vom konjunktivisch formulierten Wunsch („Alle Donner [...] Sollten rufen: Volk, erwache! feiges,/ Greife zum Schwerdt!“) zum tatsächlichen Appell: „Auf! erwache!“ Dieser Transfer geht mit einem weiteren einher, der am Ende das lyrische Ich selbst zum Vertreter dieses Volkes werden lässt. Offensichtlich ist der, der da spricht, bereits erwacht – und greift tatsächlich in der letzten Strophe zum Schwert. Apostrophen und Exklamationen sind ein bevorzugtes Mittel pathetischer Rede, die einerseits Nähe herstellen und andererseits Identitäten stiften. Wer sich von dieser Rede angesprochen fühlt, der ist es hier immer schon in seiner nationalen Identität. Der Hinweis auf das Gefühl deutet schon an, dass die Appelle des Gedichts auch affektiver Art sind.

Die pathetische Rede ist zweitens durch eine spezifische Dynamik von visuellen Details und abstrakten Begriffen gekennzeichnet; eine Tatsache, die sich in der illustren Reihung von Adressaten bereits andeutet.

¹² Judith Butler, *Excitable Speech. A Politics of the Performative*. New York/London: Routledge, 1997. S. 5.

Die Bildlichkeit des Gedichts ist auffällig; es arbeitet mit einer Vielzahl von Metaphern, die abstrakte Begriffe in einprägsame Bilder übersetzen und umgekehrt diese einprägsamen Bilder auf abstrakte Begriffe verpflichten: das Volk liegt „in Ketten“ oder schläft; am „Thurm der selbstgebohrnen Tugend“ soll sich der Jüngling aufrichten; im Herzen wird ein „Denkmal“ verankert; das Schwert ist blinkend „Heil“; „Knechtschaft“ wird auf „den höchsten Alpen, in den tiefsten/ Sümpfen“ verortet. Auffällig ist dabei auch die Vagheit der Begrifflichkeiten. Diese Vagheit ist, so meine These, einem Bedeutungstransfer geschuldet, den ich an anderer Stelle als ‚pathetische Semiose‘ beschrieben habe.¹³ Der Bedeutungstransfer hat zwei Stoßrichtungen: Auf der einen Seite werden denotative Bedeutungen zurückgedrängt, beziehungsweise finden Wörter Verwendung, um deren Denotate es ohnehin schlecht (weil: undeutlich) bestellt ist. Auf der anderen Seite werden die dergestalt ‚entleerten‘ Zeichen mit Hinweisen auf weitere, ‚größere‘ Bedeutungen gefüllt. Der Linguist Peter Christoph Kern hat das, was dabei entsteht, treffend als ‚Bedeutbarkeit‘ charakterisiert.¹⁴ So ist der „Himmel“, der in Arnolds Gedicht Donner entsendet, nicht etwa ein meteorologisch zu fassender; eine solche Konkretisierung wäre der Pathetik abträglich. Die „Welt“, welche die „Schmach“ vernehmen soll: Wer ist das eigentlich – und was genau soll da vernommen werden? Um diese Fragen beantworten zu können, ist der Rezipient oder die Rezipientin des Gedichts gefragt. Je vager die Zeichen sind, so kann man es auch formulieren, von desto mehr Rezipienten können sie akzeptiert, konkretisiert und ‚verstanden‘ werden. Zu spezifische Wörter dagegen würden den tatsächlichen Abstand von Text und Rezipient deutlich zu Tage treten lassen. Was das für die vorgestellte Gemeinschaft bedeutet, werde ich gleich noch genauer zu klären suchen.

Das leitet über zum dritten Charakteristikum der pathetischen Rede: Sie ist ein Verstehensgenerator, und zwar in zwei Hinsichten. Erstens versucht sie, mit rhetorischen Mitteln, das Verstehen von Text und Rezipient/in zu sichern und mögliche Klippen des Unverständnisses zu umschiffen. Je vager die Begriffe gehalten sind, desto eher wird man sie als

¹³ Vgl. Christian Schmitt. *Kinopathos. Refigurationen des Pathetischen in Filmen der Jahrtausendwende*. Diss. Univ. Münster 2008.

¹⁴ Vgl. Peter Christoph Kern. „Pathos. Vorläufige Überlegungen zu einer verpönten Kommunikationshaltung“. *Texttyp, Sprechergruppe, Kommunikationsbereich. FS Hugo Steger*. Hg. Heinrich Löffler u.a. Berlin: de Gruyter, 1994. S. 396-411.

die eigenen empfinden. Genau das meint hier ‚verstehen‘, im Sinne des hermeneutischen Projekts, das mit einer Horizontverschmelzung von Leser und Text rechnet. Pathetische Artikulationen stellen solche Sinn- und Wertehorizonte zur Verfügung, daher ist die pathetische Rede das beste Werkzeug hermeneutischer Einheitspostulate. Der Begriff der ‚Einheit‘ – sprich: Identität – stellt *en passant* schon die Verbindung zur Frage der vorgestellten Gemeinschaft her. An dieser Stelle komme ich auf Anderson zurück, der bei einer zweiten Gedichtlektüre genau jenen Eindruck des spontanen Verstehens artikuliert. Eine ‚gespenstische Ahnung‘ überkomme denjenigen, so Anderson, der die englischen Wörter ‚earth to earth, ashes to ashes, dust to dust‘ höre; genauer: eine „gespenstische Ahnung der Gleichzeitigkeit“ (A, 146). Das „Gewicht dieser Worte“ resultiere insbesondere „auch aus einem schon lange existierenden ‚Englisch-Sein‘“ (ebd.). Wendet man das Argument wiederum performativ, so stellt pathetisches Sprechen diesen ‚gespenstischen‘ Eindruck, der Gegenwart und Vergangenheit zusammenfallen lässt, allererst her. Eine solche Sprache versucht, über historische Differenzen hinwegzutäuschen; die Identität, die hier angestrebt wird, ist eine überzeitliche. Erst wenn die Ahnen und die Gegenwärtigen dieselbe Sprache sprechen, kann die Sprache zum Garanten der Nation werden – eine Theorie, die nicht erst Fichtes *Reden an die deutsche Nation* formulieren.¹⁵ Auf der synchronen Ebene der Zeitgenossen manifestiert sich das Verstehen dagegen über rhetorische ‚Unbestimmtheitsstellen‘, die mögliche Differenzen nivellieren. Aus diesem Grund muss die pathetische Rede auf Dialektwörter ebenso verzichten wie auf unverständlich gewordene historische Ausdrücke, obgleich sie Historizität zu erzeugen sucht – auf der lautlichen Ebene schon beim Wort *Teutsch*.¹⁶ Das beste Verständnispotenzial stellen, um das Argument schließlich mit der konstatierten Bildlichkeit pathetischer Rede zusammenzuführen, natürlich Zeichen bereit, die iko-

¹⁵ Vgl. Johann Gottlieb Fichte. *Reden an die deutsche Nation*. Hg. Fritz Medicus. Hamburg: Meiner, 1955. Die ‚Sonderstellung der Deutschen‘, von der die *Vierte Rede* handelt, liegt denn auch in ihrer „immerfort lebendig gebliebenen Sprache“ (S. 71) begründet; dem kundigen Betrachter offenbare sich daher „bei jedem Schritte das Ganze des sinnlichen und geistigen, in der Sprache niedergelegten Lebens der Nation in vollendeter Einheit“ (S. 72).

¹⁶ Hagemann. ‚*Männlicher Muth und Teutsche Ehre*‘ (wie Anm. 5). S. 232, zitiert einen anonymen lyrischen Appell von 1813/14, der die ‚Wiedererweckung des T’s‘ erläutert: „Laßt uns das alte T erwecken,/ Ihr seht das D ist viel zu weich./ Den Feind kann *teutsche Tapferkeit*/ nicht *deutsche Duldsamkeit* erschrecken.“

nisch funktionieren; in erster Linie eben Bilder oder auch Gesten – und seien diese auch sprachlich simuliert.¹⁷

Ähnliches gilt für historische Figuren wie Hermann. Der Einbezug solcher Figuren im Kontext pathetischer Rede etabliert Sinn- und Verständigungshorizonte, aber auch hier muss der Bezug semantisch möglichst ‚vage‘ bleiben, um anschlussfähig für viele zu sein. Hermann ermöglicht, so meine These, als historischer Fixpunkt die Synchronisierung vieler unterschiedlicher Gegenwart. Noch deutlicher als in den Gedichten wird das in den politischen Schriften Arnchts, allen voran im zweiten Band vom *Geist der Zeit*.¹⁸ Bezeichnenderweise erfolgt der Rückgriff auf Hermann hier als Antwort auf die Frage nach den Deutschen:

[Z]u meinem Volke wollte ich reden; aber wie spreche ich zu dir, deutsches Volk? Was bist du, und wo bist du? Ich suche und finde dich nicht. [...] Bist du Hermanns, bist du Luthers Volk, und Gustav Adolfs, der auch dein Mann und Held war? Ich kenne dich kaum, sie würden dich gar nicht erkennen. (G, 26f.)

Später verknüpft Arndt dann die Geschichte mit dem Raum. Die Vagheit der Angaben homogenisiert diesen Raum zugleich und öffnet ihn – auf dem Umweg über die Geschichte – für die Projektionen aller:

Kennet ihr dies Land? Kennet ihr die Erde, worauf ihr tretet? Kennet ihr die Berge und die Wälder, die aus der Ferne vor eurem Blicke aufdämmern? Dies ist das Land, wo die Cherusker und Katten schlugen, wo Drusus, Germanikus, Julianus mit zertrümmerten Legionen über den Rhein fliehen mußten; dies sind die Wälder und Täler, wo Hermann Varus' Heer vernichtete und aus den Gebeinen der Erschlagenen einen Altar der Rache auftürmte, ein herrliches Denkmal der Freiheit [...]. (G, 180f.)

Wieder fällt die Bildlichkeit der Passage ins Auge, deren Funktionsweise Arndt kurz zuvor selbst reflektiert, will er doch „ein Bild hinstellen, was Tat sein könnte, was schon hätte Tat sein sollen“ (G, 180). Er imaginiert sich selbst in der Rolle eines Fürsten/Feldherren, der mit seinen deutschen Legionen „durch das heilige germanische Land“ zieht (ebd.) – und

¹⁷ Vgl. dazu ausführlich Schmitt. *Kinopathos* (wie Anm. 13).

¹⁸ Ernst Moritz Arndt. *Geist der Zeit. Zweiter Teil* [1809]. Ders. *Ausgewählte Werke in 16 Bänden* (wie Anm. 2). Bd.10. Mit Seitenangabe im Text zitiert als G.

spricht die zitierten Worte also zugleich zu seinem fiktiven Publikum wie zu seinen zeitgenössischen Lesern.¹⁹

Die pathetische Rede gibt sich damit am Ende noch einmal als Form der ‚Bilderpolitik‘ zu erkennen – einer Bilderpolitik wie sie auch in Fichtes *Reden an die deutsche Nation* in unzähligen optischen Metaphern beschworen und schließlich als ‚Bildung‘ der nationalen Erziehung anheimgestellt wird.²⁰ Appellationen stellen den Bezug her, aber die Bilder sind tatsächlich ‚Sprachbilder‘, sprachliche Simulationen von visuellen Bildern, die allerdings nicht zu deutlich sein dürfen. Wären sie das, würde die Identifikation misslingen, weil die Diskrepanz von Bild und Adressat offensichtlich werden würde. Erst die semantische Vagheit ermöglicht eine Abstimmung mit möglichst vielen. Gerade deswegen ist auch das ‚Bild‘ von Hermann, das die analysierten Texte entwerfen, oft formelhaft und unspezifisch. Im Grunde handelt es sich nicht einmal um ein Bild, sondern eher um einen Rahmen. Die pathetische Artikulation stellt dem Rezipienten eine Projektionsfläche zur Verfügung, die er oder sie selbst auszufüllen hat.

¹⁹ Zuvor hatte der Text dem Hermann-Bild eine problematische Komponente hinzugefügt; aber zugleich deutlich gemacht, wem das Problem zu verdanken ist: „Der schlaue und weitblickende Tiberius brauchte alle Künste, die er verstand [...] das Volk mußte sich untereinander morden, Hermann führte gegen Marbod, die Fürsten fanden beide ihr Verderben, aber das Volk bestand“ (G, 95). Hier wird der Brudermord, den auch Anderson anspricht (vgl. A, 200ff.), zum warnenden Vorbild, das die Brüderlichkeit der Gegenwart (bzw. Zukunft) ermöglicht: „Deutsche, vergesst Hermann nicht; flehet die Vorsehung an um einen solchen Mann und Befreier, weist eure Mitwelt und Nachwelt darauf hin, und er wird kommen, und ihr werdet ein Volk sein und ein freies, starkes Volk“ (G, 95).

²⁰ Vgl. Fichte. *Reden an die deutsche Nation* (wie Anm. 15). Z.B. S. 21-24. Fichtes Reden bedürften einer eigenen Untersuchung, produzieren sie doch mit rhetorischen Verfahren genau die Nation, von der sie zu reden vorgeben. Im gleichen Zuge reflektiert Fichte die Möglichkeiten, die Bilder für die Herstellung von nationaler Einheit bieten; die Reflexionen gipfeln im Begriff der erforderlichen „Nationaleinbildungskraft“ (S. 69). Vgl. auch die Analyse von Peter Sloterdijk. *Der starke Grund, zusammen zu sein. Erinnerungen an die Erfindung des Volkes*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998. S. 31ff., der in Fichtes Reden den „Morgenappell des deutschen Daseins“ (S. 32) erkennt.

3. Die ‚große Sache‘: Nation, Bild, Rhetorik

Im Grunde entspricht das einer Figuration, die Philipp Sarasin in seiner Relektüre von Anderson herausgearbeitet hat, um dessen Thesen mit psychoanalytisch orientierten Modellen der Nation engzuführen.²¹ Auch wenn ich diesen Weg aus Raumgründen hier nicht vollständig beschreiben kann, lohnt der Blick auf diese Fortführung doch vor allem, um den Begriff der ‚Imagination‘ noch deutlicher zu bestimmen – und jene Energien zu erklären, die Anderson zwar als Aufopferungsbereitschaft anspricht, aber m.E. nicht befriedigend erklären kann. Die Figuration ist jenes ‚Grab des unbekanntem Soldaten‘, das als Mittelpunkt nationaler symbolischer Praktiken fungiert. Merkwürdigerweise, so auch Sarasin, enthält dieses Grab jedoch nichts, dessen man sich sicher sein könnte, obwohl das Aufheben, das darum gemacht wird, permanent darauf hinweist, dass das Grab wichtig ist. In Andersons Worten: „[S]o entleert von bestimmbar menschlichen Überresten oder unsterblichen Seelen diese Gräber auch sind, so übervoll sind sie von gespenstischen *nationalen* Vorstellungen“ (A, 18).

Genau wie dieses Grab enthalten auch die pathetischen Begriffe – also einzelne Wörter wie ‚Freiheit‘, ‚Vaterland‘, ‚Deutschland‘, aber auch die pathetischen Texte insgesamt – eigentlich nichts, obwohl sie im gleichen Zuge permanent auf eine große Bedeutung hinweisen. Kern spricht diesbezüglich von der ‚Offenheit‘ des pathetischen Zeichens²²; Sarasin konstatiert die „Leerheit der Begriffe, ihre fast völlige Offenheit und Unbestimmtheit“, die nun aber gerade „mit ihrer Zentralität in politischen Diskursen“ einhergehe, „das heißt mit ihrer Funktion, hochgradig aggregierend und sozial integrierend zu wirken“.²³ Solchen ‚Leerstellen‘, die gerade der akribische Blick auf den Text nicht abschließend zu füllen in der Lage ist, sind auch andere Autoren bei der Lektüre der politischen Lyrik um 1813 begegnet.²⁴ Psychosemiotisch gewendet, ergibt das fol-

²¹ Vgl. Philipp Sarasin. „Die Wirklichkeit der Fiktion. Zum Konzept der ‚imaged communities‘“. Ders. *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2003. S. 150-176. Sarasin bezieht sich auf Texte von Ernesto Laclau/Chantal Mouffe und Slavoj Žižek, die ihrerseits Überlegungen von Jacques Lacan aufgreifen.

²² Vgl. Kern. *Pathos* (wie Anm. 14). S. 401.

²³ Sarasin. *Wirklichkeit der Fiktion* (wie Anm. 21). S. 155.

²⁴ Stefan Neuhaus. *Literatur und nationale Einheit in Deutschland*. Tübingen/Basel: Francke, 2002, interpretiert ausführlich Arndts Gedicht *Des Deutschen Vaterland* (1813), nur um am Ende dessen „Offenheit“ (S. 143) zu konstatieren. Das Ge-

gende These, die ich hier in Sarasins Paraphrasierung zitiere: „Die Leere des Grabes ist ebenso wie die Leere der Begriffe, die die Nation, das Volk oder die ‚Rasse‘ bezeichnen, die Voraussetzung dafür, dass sich dieser Signifikant mit dem nationalen Imaginären füllen kann.“²⁵ Ich möchte ergänzen: und jener Begriffe, die noch zur Umschreibung und Produktion der Nation eingesetzt werden – insbesondere im Kontext pathetischer Rede. Wie das Grab bietet diese Rede eine Projektionsfläche für Imaginationen; die Signifikanten, die sie zu lesen oder zu hören gibt, sind in einem gewissen Sinne entleert, appellieren aber andererseits an den Rezipienten, sie zu füllen – und zwar mit nationalen Vorstellungsinhalten. Die pathetische Rede wäre in diesem Sinne als eine privilegierte Praxis der Identitätsartikulation zu verstehen, die – so jetzt Sarasin im Anschluss an Laclau/Mouffe – gesellschaftlich notwendig ist, auch wenn sie ihr Ziel zwangsläufig verfehlen muss.²⁶

An den Arndt'schen Liedern lassen sich diese Mechanismen noch einmal konkretisieren. Ich beschränke mich auf die fünfte Strophe des *Vaterlandshedes* von 1812:

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut –
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Teutschen gut,
Das ist die große Sache.²⁷

dicht gibt eben keine genauere Auskunft über politische oder geografische Realisationen und gipfelt in diesem Sinne in dem vagen Appell: „Das ganze Teutschland soll es seyn!“ Zitiert nach: Arndt. *Lieder für Teutsche* (wie Anm. 1). S. 99-101. Eine solche „Leerstelle“, die „nach Gutdünken gefüllt werden kann“ (S. 151), konstatiert Neuhaus auch im Falle der deutschen Nationalhymne. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Sigrid Nieberle, der zufolge Arndts Gedicht „mit seiner spielerisch hermeneutischen Unentschlossenheit“ die nationalpolitisch Entschlossenen provoziere, „ohne dabei seine Strategie poetisch offen zu legen“ (S. 136). Sigrid Nieberle. „„Und Gott im Himmel Lieder singt“. Zur prekären Rezeption von Ernst Moritz Arndts ‚Des Deutschen Vaterland‘“. *Ernst Moritz Arndt (1769-1860). Deutscher Nationalismus – Europa – Transatlantische Perspektiven*. Hg. Walter Erhart/Arne Koch. Tübingen: Niemeyer, 2007. S. 121-136.

²⁵ Sarasin. *Wirklichkeit der Fiktion* (wie Anm. 21). S. 157.

²⁶ Vgl. Sarasin. *Wirklichkeit der Fiktion* (wie Anm. 21). S. 169.

²⁷ Arndt. *Lieder für Teutsche* (wie Anm. 1). S. 81-83.

Die Nation selbst bleibt in dem Gedicht seltsam unbestimmt: „O Teutschland, heil'ges Vaterland! / O teutsche Lieb und Treue! / Du hohes Land! Du schönes Land!“ Konkret wird es eigentlich erst dadurch, dass eine gewalttätige Wendung nach außen erfolgt. Die Unbestimmtheit der nationalen Identität – gerade sie ist, wie geschildert, die Voraussetzung für möglichst weitreichende Imaginations- und Identifikationsakte – geht mit einem deutlich bestimmten Feindbild einher. Was aber soll die genannte ‚große Sache‘ genau sein? Der Begriff gemahnt an Slavoj Žižeks Definition der nationalen Identifizierung. Diese beruht nämlich auf einer Beziehung zur Nation als ‚Ding‘, und dieses ‚Ding‘ kann nicht einfach in rationale Worte übersetzt werden:

Der tautologische Charakter des *Dinges* – seine semantische Leere, die Tatsache, daß wir über es nur sagen können, daß es ‚the real Thing‘ sei etc. – ist genau in dieser paradoxalen reflexiven Struktur begründet. Das nationale *Ding* existiert so lange, wie die Angehörigen des Gemeinwesens daran glauben, es ist buchstäblich ein Effekt des Glaubens an es. [...] Mit anderen Worten, die ganze Bedeutung des *Dinges* besteht in dem Umstand, daß es für die Leute ‚etwas bedeutet‘.²⁸

Wer erzeugt dieses ‚Ding‘ – sind daran Gedichte wie die von Arndt beteiligt? Oder bringen diese Texte lediglich die Struktur eines massenpsychologischen Mechanismus zum Ausdruck, der von diskursiven Äußerungen unabhängig zu denken ist? Bezeugt der Text das nationale ‚Ding‘ oder erzeugt er es? Žižek ist diesbezüglich deutlich, wenn er betont, dass das nationale ‚Ding‘ nicht auf „einen performativen Effekt der Praktiken zu reduzieren“ sei, die sich auf es beziehen.²⁹ Hinzukommen müsse eine spezifische ‚Substanz‘, die er mit Lacan ‚Genießen‘ nennt, und erst diese Substanz sei in der Lage, die Energien zu erklären, wie sie sich etwa in rassistischen Aktionen manifestieren. Im Grunde fügt Žižeks Theorem damit den diskursiven Mechanismen nur ein weiteres begründendes Element hinzu, das dann in der Lage ist, die Existenz und Dynamik die-

²⁸ Slavoj Žižek: „Genieße Deine Nation wie dich selbst! Der Andere und das Böse – Vom Begehren des ethnischen ‚Dings‘“. *Gemeinschaften. Positionen zu einer Philosophie des Politischen*. Hg. Joseph Vogl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1994. S. 133-164.

²⁹ Žižek. Genieße deine Nation (wie Anm. 28). S.136. Für das Folgende vgl. ebd.

ser Diskurse zu erklären.³⁰ Oder anders gesagt: Keine diskursive Bildermaschine ohne die dieser vorgängige, psychologische Substanz des ‚Genießens‘.

Das Gedicht ist in diesem Sinne Ausdruck jener psychosemiotischen Energie, die sich mit dem unbestimmten ‚Ding‘ Nation verbindet; es bietet zugleich aber auch einen symbolisch-diskursiven Rahmen, auf dem sich das ‚Ding‘ allererst manifestieren kann – ganz ähnlich wie der Spiegel im Lacan'schen Modell der Identitätsgenese.³¹ Die pathetische Rede ist, so meine daraus abgeleitete These, der rhetorische Ausdruck dieses Rahmens. Nationalpathos beschwört ständig ‚die große Sache‘, auch wenn es ihrer nicht habhaft werden kann. Und umgekehrt: Von der ‚großen Sache‘ kann man nur in dieser Weise sprechen. In diesem Sinne etabliert die pathetische Rede, deren Sprachbilder nie zu deutlich sein dürfen, einen Bildschirm, auf den es die Nation zu projizieren gilt – genauso wie das ‚Grab des unbekanntem Soldaten‘, in das sich der Betrachter selbst hineindenken kann.

4. Wer singt den Hermann-Song?

Die vielleicht intensivste Gemeinschaftserfahrung, die Arndts Gedichte anstoßen mögen, ist aus einer Analyse ihrer rhetorischen Mechanismen allein nicht zu entwickeln. Es ist wiederum Benedict Anderson, der diese pragmatische Dimension mitbedenkt, wenn er darauf hinweist, dass im „Singen [...] eine Erfahrung gleichzeitiger Gemeinsamkeit begründet“ ist, und er erkennt darin sogar die Gelegenheit „für eine greifbare Realisierung der vorgestellten Gemeinschaft im Widerhall der Stimmen“ (A, 146). Das Lied kann in diesem Sinne zum Medium der identifikatorischen Vermittlung mit dem Anderen werden, den ich nicht kennen muss, um mich ihm als ähnlich zu erfahren. Im Grunde reicht dafür schon die Vorstellung des Singens aus, wie sie sich der individuellen Lek-

³⁰ Vgl. Žižek. Genieße deine Nation (wie Anm. 28). S. 137: Der „nicht-diskursive [...]“ Kern des Genießens müsse da sein, „damit die Nation qua diskursivem Entitäts-Effekt ihre ontologische Konsistenz erhält“.

³¹ Vgl. Jacques Lacan. „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. Bericht für den 16. Internationalen Kongreß für Psychoanalyse in Zürich am 17. Juli 1949“. *Schriften I*. Hg. Norbert Haas. 3. Aufl. Olten: Walter, 1991. S. 61-70.

türe des Textes beigesellen mag. In diesem Sinne muss man gerade die mit rhetorischen Mitteln konstruierte, Liedhaftigkeit und Volkstümlichkeit solcher Texte als Aufforderung verstehen, sich genau das vorzustellen, worauf auch die Romantikforschung immer wieder hingewiesen hat.³² Das Argument weist aber noch darüber hinaus, in die Richtung jener Untersuchungen, die den tatsächlich vollzogenen kollektiven Ritualen gelten und deren gemeinschaftsstiftende Funktion herausstellen.³³ Auch Judith Butler macht – schon im Titel ihrer Intervention *Who Sings the Nation-State?*³⁴ – diese pragmatische (*actio*-)Dimension rhetorischer Artikulationen stark, und so liegt es nahe, sie mitzubedenken; nicht zuletzt, weil auch das pathetische Sprechen von seiner Realisierung in „psycho-akustischen Inszenierungen“ lebt.³⁵

Tatsächlich kann man im Falle von Arndts Liedern von einer Breitenwirksamkeit sondergleichen ausgehen. Karen Hagemann betont, dass diese Texte für „das laute Vorlesen und gemeinsame Singen gedacht“ waren und auf diese Weise konnten sie „nicht nur breite Bevölkerungsgruppen erreichen, sondern eröffneten zudem eine Möglichkeit zur kollektiven Selbsterfahrung“.³⁶ Ihre Studie versammelt eine Vielzahl von Belegen für solche Anlässe. Insbesondere die medienspezifischen Strukturen geben dabei wiederum die Möglichkeiten für eine breitenwirksame, nationale Aktivierung der Arndt'schen Texte vor, sind diese doch vorwiegend in Form von Flugblättern verteilt worden – und erreichten so auch einfache Leute.³⁷ Das Gedicht *Auf Scharnhorsts Tod* (1813) etwa, das

³² Vgl. zu dieser ‚Konstruktion des Volkstons‘ Detlef Kremer. *Romantik*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2001. S. 278ff. Zum Teil ist die Gebrauchssituation den Texten auch paratextuell beigegeben; etwa indem diese als ‚Lied‘ betitelt sind oder explizit auf eine Gedenksituation verpflichtet werden wie Arndts *Die Feier des 18. des Weinmonds 1814*; oder *Gesang zu singen bei Pflanzung einer deutschen Freiheitseiche im Jahr 1814, zum Gedächtnis der Leipziger Schlacht*, beide abgedruckt in: Arndt. *Ausgewählte Werke in 16 Bänden* (wie Anm. 2). Bd. 3. Vgl. dazu auch Weber. *Lyrik der Befreiungskriege* (wie Anm. 11). S. 108-114.

³³ Vgl. Hagemann. ‚Männlicher Muth und Teutsche Ehre‘ (wie Anm. 5). S. 394ff., deren Analyse auch solchen kollektiven Praktiken gilt. Zur methodischen Begründung dieses ‚kulturhistorischen Verständnisses von Diskurs‘ vgl. ebd. S. 65-79.

³⁴ Vgl. Butler/Spivak. *Sprache, Politik, Zugehörigkeit* (wie Anm. 4).

³⁵ Sloterdijk. *Der starke Grund* (wie Anm. 20). S. 27.

³⁶ Hagemann. ‚Männlicher Muth und Teutsche Ehre‘ (wie Anm. 5). S. 137.

³⁷ Vgl. Hagemann. ‚Männlicher Muth und Teutsche Ehre‘ (wie Anm. 5). V.a. S. 129-143. Vgl. zu den Schriften Arndts, ihren Auflagenstärken und Verbreitungswegen

den preußischen General mit Hermann gleichsetzt („Wer mag Hermann seine Rechte reichen/ Und der Väter Angesichter schau'n?“) erschien nicht nur in der für ein literarisch gebildetes Publikum gedachten Sammlung *Lieder für Teutsche*, sondern wurde in einer Auflage von 10.000 Exemplaren nachgedruckt und bei den sächsischen Truppen verteilt.³⁸ Um diese Texte herum kann dann jene nationale ‚Hörer- und Singgemeinschaft‘ entstehen, wie sie Peter Sloterdijk, die medienstrukturelle Argumentation Andersons aufgreifend, an den Anfang der Nation stellt.³⁹

Zum Teil erschaffen die Texte allerdings ihren Kontext bereits mit, ist dieser jenen eingeschrieben. Eine letzte Frage betrifft daher schließlich die ‚Singbarkeit‘ dieser Texte – wer ist von diesen Liedern überhaupt dazu eingeladen, sich am ‚Konzert der Nation‘ zu beteiligen? Und wen schließen Arndts Gedichte von vornherein aus? Zuerst einmal, wie gesagt, diejenigen, die die Sprache der Nation nicht sprechen – oder nicht sprechen wollen.⁴⁰ Dann aber auch diejenigen, die sich im Spiegel dieser Lieder nicht wiedererkennen können: „Wohlauf! ihr Männer insgesamt!/ Ihr einer Mutter Kinder! Wohlauf! und laßt uns Brüder sein!“ – heißt es in einem bezeichnenderweise *An den Teutschen* (1812) betitelten Gedicht.⁴¹ Die Angesprochenen sind hier lediglich Männer. Nicht jedem/jeder also steht die pathetische Projektionsfläche zur Verfügung – und auch Hermann ist daher keine universale Identifikationsfigur. Die konstatierte ‚Offenheit‘ stößt hier an eine Grenze und gibt die Differenzen und Widersprüche wieder zu lesen, die den Einebnungsversuchen

Karl Heinz Schäfer. *Ernst Moritz Arndt als politischer Publizist. Studien zu Publizistik, Pressepolitik und kollektivem Bewusstsein im frühen 19. Jahrhundert*. Bonn: Röhrscheid, 1974. Vgl. speziell zur Lyrik Weber. *Lyrik der Befreiungskriege* (wie Anm. 11). S. 151-168, der etwa die Drucke des Liedes *Des Teutschen Vaterland* zusammenstellt (S. 166).

³⁸ Zitiert nach Arndt. *Lieder für Teutsche* (wie Anm. 1). S. 115-117. Vgl. Schäfer. *Ernst Moritz Arndt* (wie Anm. 37). S. 176; ferner Weber. *Lyrik der Befreiungskriege* (wie Anm. 11). S. 162ff.

³⁹ Vgl. Sloterdijk. *Der starke Grund* (wie Anm. 20). S. 33f. Insbesondere ist hier auch an die Gesangsvereine als Produzenten nationaler Identität zu denken, deren Gründungen in diese Zeit fallen.

⁴⁰ Judith Butler weist in ihrem Gespräch mit Gayatri Spivak auf ein Ereignis hin, das sie als Aneignung eines Liedes wertet: Die amerikanische Nationalhymne wurde von mexikanischen Einwanderern auf Spanisch gesungen. Vgl. Butler/Spivak. *Sprache, Politik, Zugehörigkeit* (wie Anm. 4). S. 41ff.

⁴¹ Arndt. *Lieder für Teutsche* (wie Anm. 1). S. 40-45.

der pathetischen Rede zu Grunde liegen. Diese Differenzen treten insbesondere auch in literarischen Texten zu Tage, die Hermann selbst das Wort erteilen, um der Nation Imaginationsangebote zu unterbreiten, und auf ein solches Angebot will ich nun abschließend kurz zu sprechen kommen.

5. Zum Abschluss: Hermann spricht

Literarische Texte sind ebenso an der Erschaffung nationaler Subjekte beteiligt wie andere Texte auch – das haben die Gedichtanalysen bereits gezeigt. Auf der anderen Seite lassen sich insbesondere den literarischen Szenarien aber auch die Bedingungen und Grenzen solcher ‚Erweckungsakte‘ ablesen, sodass die Literatur ihren eigenen Metadiskurs schon mitliefert.

Friedrich de la Motte Fouqués *Herrmann* erscheint 1818 – zu einer Zeit also, als die patriotischen Hoffnungen der ersten Stunde längst in der Realität einer reaktionären Tagespolitik angekommen sind. Die Hermannsschlacht liegt im *Vorspiel* von Fouqués Tetralogie bereits fünf Jahre zurück, so wie die Leipziger ‚Völkerschlacht‘ der Veröffentlichung um fünf Jahre vorausgeht. Die Einheit der Deutschen scheint erreicht; sie manifestiert sich im erinnernden Rückblick auf die Schlacht sowie in einem dialogischen Gesang:

[*Lindibert, ein Barde*] ‚Brennt, Flammen! Jubelt, Brüder! Denn heut’ ist solch ein Ehrenmahl!‘
 Rufen von vielen Hügeln. ‚Brennt, Flammen! Jubelt Brüder! Denn heut’ ist solch ein Ehrenmahl!‘⁴²

In das Konzert der Nation mischen sich jedoch bereits hier störende Stimmen. Immer wieder brechen kleine Streitereien auf, die den prekären Status der nationalen Einheit bezeugen. Der germanische Priester Witafrohn spricht den imaginären Status explizit an: „O du, mein Deutsch-

⁴² Friedrich de la Motte Fouqué. *Herrmann, ein Heldenspiel in vier Abentheuern*. Nürnberg: Schrag, 1818 (= *Altsächsischer Bildersaal* I). S. 2. Nachdruck: Friedrich de la Motte Fouqué. *Ausgewählte Dramen und Epen*. Hg. Christoph F. Lorenz. Bd. 4.2. Hildesheim u.a.: Georg Olms, 2000. Im Folgenden im Text zitiert als F. Programmatisch im Sinne der konstatierten ‚Bilderpolitik‘ ist hier auch der Titel der Reihe zu verstehen, die *Herrmann* eröffnen sollte: ‚Altsächsischer Bildersaal‘.

land, sieh’ dein blut’ges Bild!“ (F, 28) Noch deutlicher wird der Narr, der in dem nationalen Festakt ein bloßes „Schauspiel“ erkennt: „die Andern haben es so natürlich gespielt, daß ich mir in Wahrheit einbildete, mitten in dem vertrackten Germanien zu seyn“ (F, 11). Hermann selbst muss es noch einmal retten, und tatsächlich stellt er, nach einem triumphalen Einzug, in seiner ersten Rede die erwünschte Einheit noch einmal her – mit bewährten pathetischen Mitteln. Insbesondere der Hinweis auf die „Freiheitsbraut – so schön ersiegt“ (F, 36), die sich schon gen Himmel verflüchtigt, gibt den Vielen hier – eine Parallele zu Kleists zerteilter Jungfrau – noch einmal einen gemeinsamen Bezugspunkt, der das Abstraktum ‚Freiheit‘ zudem anschaulich macht.

An anderer Stelle wird diese ‚Freiheit‘ jedoch von Fouqués Figuren jeweils unterschiedlich verstanden, wie Claudia Stockinger betont, und verhindere gerade das „Insistieren auf der sprichwörtlich gewordenen deutschen Freiheit [...] jegliche Verständigung und jedes erfolgreiche Handeln“.⁴³ Die Differenzen, über die das pathetische Wort nicht mehr hinwegtäuschen kann, treten mehr und mehr zu Tage. Schon in der *Ersten Abentheure* geht der Streit von vorne los. Diesmal will niemand wirklich den heimischen Herd für einen ungewissen Kriegszug – „Zu Hülf dem tapfern, deutschen Brudervolk“ (F, 47) – verlassen. Hermann, den ich soeben zitiert habe, steht mit seiner Sicht der Dinge inzwischen alleine da. Er sieht sich konfrontiert mit teils diffizilen Analysen der tatsächlichen politischen Verhältnisse:

Rabbold. Der Zug
 In’s Kattenland ist ja noch nicht beschlossen.
 Herzog bist du zum Schutz für uns’re Gau’n;
 Nicht für jedwede kühnbeliebte Fahrt.
 Da muß man erst die Landgenossen fragen. (F, 49)

Die partikulären Interessen und Charaktere zu einem einheitlichen ‚Bild‘ (und dann: zur Aktion) zusammenzubringen, gelingt Hermann demgegenüber immer schlechter. Nicht einmal die Botschaft vom besetzten

⁴³ Claudia Stockinger. *Das dramatische Werk Friedrich de la Motte Fouqués*. Tübingen: Niemeyer, 2000. S. 172. Es gehe im *Herrmann*, so Stockinger, unter anderem um die „politischen Implikationen einer Freiheitspathetik, die Tacitus zufolge germanischem Recht und v.a. germanischem Rechtsempfinden zugrundeliegt“ (S. 176).

Taunus kann, im sächsischen Gebiet, ‚zünden‘.⁴⁴ Die Macht der Rede hilft nicht mehr. Zum Kriegszug motiviert die Sachsen erst der Einbruch der Römer in die eigene Region; später ist es dann die entführte Thusnelda, die als gemeinsamer Bezugspunkt und *Movens* funktioniert und den Kampf zweier ‚Deutscher‘ gegeneinander auf ein gemeinsames äußeres Ziel verschiebt. Nun sprechen wieder ‚alle‘ unisono: „Alle. Thusnelda! Weh! Thusnelda!“ (F, 109).

Ich breche meine (notgedrungen kursorische) Lektüre von Fouqués *Herrmann* an dieser Stelle, noch am Ende der *Ersten Abentheure*, ab. Insgesamt zeichnet der Text ein problematisches Bild von der Nation und zeigt die Grenzen auf, an die die pathetische ‚Einheitsrede‘ stößt. Die skeptische Frage der Figur Ingomar – „Eins? All Germanenland?“ (F, 401) – ist programmatisch, und sie wird vom Text, so das Fazit von Stockinger, im Sinne einer „Vielgestalt des Deutschen“ beantwortet, der in der politischen Realität am ehesten die „friedliche Koexistenz und außenpolitisch wirksame Kooperation der einzelnen Mitglieder eines deutschen Staatenbundes“ entspräche.⁴⁵ Fouqué geht in seinem Text sicherlich nicht so weit wie später Georg Büchner⁴⁶; dennoch steht sein *Herrmann* allzu optimistischen nationalen Einheitsvisionen offensichtlich skeptisch gegenüber und unterzieht die rhetorischen Mechanismen, mit denen solche Visionen produziert werden, einer differenzierten Betrachtung.⁴⁷

Das heißt nicht, dass spätere ‚Visionäre‘ das pathetische Projekt nicht immer wieder aufgegriffen hätten, sei es im Rückgriff auf Hermann, sei

⁴⁴ „[Herrmann zu Wittafrohn:] Und glaubst denn du, daß diese Botschaft zündet?“ (F, 52).

⁴⁵ Stockinger. *Das dramatische Werk Fouqués* (wie Anm. 43). S. 187; S. 186.

⁴⁶ Auch Büchners *Dantons Tod* (1835) referiert auf eine historische Konstellation, um an deren Beispiel die Funktionsmechanismen und die praktischen – das heißt bei Büchner: blutigen – Folgen pathetischer Rede kritisch zu reflektieren. Vgl. dazu Ulrich Port. „Vom ‚erhabenen Drama der Revolution‘ zum ‚Selbstgefühl‘ ihrer Opfer. Pathosformeln und Affektdramaturgie in Büchners ‚Dantons Tod‘“. *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 123 (2004): S. 206-225.

⁴⁷ Vgl. auch Stockinger. *Das dramatische Werk Fouqués* (wie Anm. 43). S.173, die das Stück daher der „einfache[n] Schwarz-Weiß-Malerei“ Klopstocks entgegen und in die Nähe von Kleists *Hermannsschlacht* stellt.

es im Rückgriff auf andere nationale Projektionsflächen.⁴⁸ Auch die Gegenwart hat das Pathos nicht einfach verabschiedet – man arbeitet lediglich mit anderen, ähnlich vagen Begriffen und fordert etwa den nationalen ‚Ruck‘ ein.⁴⁹ Ob sich die Nation heutzutage noch imaginieren lässt; welche Projektionsflächen Texte oder audiovisuelle Medien dafür zur Verfügung stellen⁵⁰ und ob in Zeiten zunehmender transnationaler Menschen-, Informations- und Warenströme Gemeinschaften nicht überhaupt ganz anders imaginiert werden müssten – das sind Fragen, die ich hier nicht zu beantworten wage, aber am Ende meiner Überlegungen immerhin zu bedenken geben möchte.⁵¹

⁴⁸ Vgl. etwa zur Oper von Richard Wagner: Manfred Schneider. „Medienpathetiker. Wagner und Syberberg“. *Das Pathos der Deutschen*. Hg. Norbert Bolz (wie Anm. 11). S. 173-188.

⁴⁹ So der ehemalige Bundespräsident Roman Herzog in seiner *Berliner Rede* vom 26.04.1997. Vgl. Rainer Maria Kiesow. „Deutschland erwache!“ *Journal for the History of Law* 17 (1998): S. 207-225, mit weiteren Belegen für das (problematische) Nachleben der Erweckungsmetaphorik; sowie Albrecht von Lucke. „Auszug aus der postpathetischen Republik“. *Pathos. Verdacht und Versprechen* (= *Ästhetik und Kommunikation* 124). Berlin 2004. S. 21-27.

⁵⁰ Vgl. Sloterdijk. *Der starke Grund* (wie Anm. 20). S. 53f., der konstatiert, dass das „Investieren unserer Gesellschaft in Verse und Reime [...] stark rückläufig“ sei, im gleichen Zuge aber auf „einige gegrölte Refrains“ verweist, die vielleicht noch möglich seien und, so wäre zu ergänzen, die Nation mindestens als Fußballnation wiederzuerwecken in der Lage sind.

⁵¹ Ich danke Katharina Grabbe, deren Dissertationsprojekt sich auf die Spuren des nationalen Imaginären in Texten und Filmen der Gegenwart begibt, für den regen Gedankenaustausch sowie Caren Heuer für bibliografische Hinweise.

VERÖFFENTLICHUNGEN DER LITERATURKOMMISSION FÜR
WESTFALEN

BAND 32

HERAUSGEGEBEN
VON DER LITERATURKOMMISSION FÜR WESTFALEN

Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.)

Hermanns Schlachten

Zur Literaturgeschichte
eines nationalen Mythos

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2008